

Meere durchfuhr; dessen Heim von Gelehrten besucht wird; in dessen Rede sich vielleicht einige Zeichen der Bildung finden; dessen Schriften im Publikum gelesen werden – könnte ich denn

meine Studien überhaupt verleugnen? Worüber sollte ich erröten – wenn nicht vielleicht darüber, daß ich zu geringe Fortschritte gemacht habe? (orat. 140-146)

BERNHARD KYTZLER, Durban (Südafrika)

Schönheitsbilder und Geschlechterrollen im antiken Rom:

Zur Bedeutung von Kosmetik, Frisuren, Kleidung und Schmuck¹

1. Einleitung

Das äußere Erscheinungsbild eines Menschen scheint in unserer Zeit eine Bedeutung wie nie zuvor erlangt zu haben, vor allem wenn es um Fragen von Partnerschaft und Sexualität geht. Bisweilen unterstellt man dem 21. Jahrhundert einen noch nicht dagewesenen obsessiven Schönheitskult, dessen Oberflächlichkeit die Wahrnehmung anderer – z. B. charakterlicher oder intellektueller – Vorzüge auszuschließen scheint. Bräunungsstudios und Fitnesscenter haben Konjunktur. Ein vorteilhaftes Äußeres, ein schöner Körper stehen hoch im Kurs, aber ebenso die richtige Verpackung und die gerade angesagten Accessoires, möglichst sichtbar versehen mit dem Label desjenigen Designers, der momentan als „hip“ gilt. Als Trendsetter und Stilikonen fungieren dabei in der Regel Personen, die im Licht der Öffentlichkeit stehen, seien es prominente Schauspieler, Models oder Kronprinzessinnen.

In diesem Beitrag soll der Blick um rund 2000 Jahre in die römische Antike zurückgelenkt werden, vor allem in die Epoche der späten Republik und der frühen Kaiserzeit. Welchen Stellenwert hatten Äußerlichkeiten für die Römer dieser Zeit? Welche Rolle spielten Kosmetik, Frisuren, Kleidung und Schmuck, und welche gesellschaftlichen Vorstellungen herrschten über das (angemessene) Auftreten und Verhalten von Frauen und Männern? In unserem Rundgang wollen wir einige ausgewählte literarische Zeugnisse, ergänzt durch archäologische Bilddokumente, betrachten, um über diese Fragen nähere Aufschlüsse zu erhalten.

Das zur Verfügung stehende Material ist allerdings mit Vorsicht zu deuten. Zwar erweist sich die Quellenlage für das hier verfolgte Thema zunächst als vorteilhaft, doch sind hinsichtlich der Repräsentativität und Authentizität einige methodische Warnungen angebracht (DIXON

2001: 16-25; FÖGEN 2004: 215f., 235-237; mit weiterer Literatur). So stammen nahezu alle literarischen Zeugnisse aus der Feder von Männern; Frauen traten nur in den seltensten Fällen als Schriftstellerinnen in Erscheinung, so dass eine spezifisch weibliche Sicht der Dinge fehlt. Ferner gehören die meisten antiken Autoren der Oberschicht an und beschreiben in erster Linie ihr eigenes soziales Umfeld. Texte, die ein unter-schichtliches Milieu schildern, sind zum einen im Altertum nicht sehr zahlreich, zum anderen sind auch sie im allgemeinen von gebildeten Autoren ganz anderer Herkunft verfasst und aufgrund dieser Distanz nur begrenzt „realistisch“. Schließlich weisen die meisten literarischen Quellen – ebenso wie viele archäologische Zeugnisse (z. B. Portraitbüsten und -statuen) – einen stark offiziellen Charakter auf, da sie mit Blick auf eine Veröffentlichung konzipiert sind. Sie stellen damit keine direkte Reflexion der Lebenswirklichkeit dar, sondern spiegeln eher Wunsch- oder Zerrbilder wider.

Die (fast) ausschließlich männliche Perspektive, die Konzentration auf die Oberschicht und die repräsentative Funktion der Quellen lassen nur eine beschränkte Rekonstruktion der tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnisse zu. Wollte man ganz konsequent sein, so müsste man die jeweiligen Zeugnisse außerdem sorgfältig nach Gattungen und Textsorten trennen und dabei überprüfen, inwieweit die Konventionen unterschiedlicher literarischer Formen die Sachdarstellung beeinflusst haben. So ist klar, dass beispielsweise die Komödie, die Satire oder auch das Epigramm einen Großteil ihres Humors durch bewusste Übertreibung erzeugen. Eine gewisse Stereotypisierung ist der antiken Literatur generell nicht fremd: allenthalben trifft man auf ähnliche Idealisierungen bzw. deren Gegenentwürfe.

Gleichwohl ist die Aussagekraft der antiken Zeugnisse keinesfalls grundsätzlich zu negieren, da davon ausgegangen werden kann, dass die darin enthaltenen Informationen sich zumindest im Kern an den realen Gegebenheiten orientieren. Entsprechend wollen wir im folgenden versuchen, einige zentrale Aspekte der täglichen Schönheitspflege und des persönlichen „Stylings“ herauszuarbeiten und im Hinblick auf ihre soziale Anerkennung und Bedeutung zu analysieren. Angesichts der zuvor geschilderten Quellenlage werden die einzelnen Dokumente nicht isoliert betrachtet, sondern jeweils kurz in ihren Kontext eingebettet.

2. Kosmetik

Kosmetik spielte im antiken Rom, besonders bei den reichen Damen der Oberschicht, eine wichtige Rolle. Zu Beginn des Tages galt die erste Aufmerksamkeit der Reinigung und Pflege des Gesichts, dessen Haut möglichst glatt und zart sein sollte. Dazu wurden Gesichtsmasken verwendet, die oft eine aufwendige Zubereitung voraussetzten und zum Teil ungewöhnliche Ingredienzien enthielten, mitunter sogar, wie wir heute wissen, hochgiftige Substanzen. Ein Rezept für eine solche Maske findet sich in OVIDS nur fragmentarisch erhaltenem Lehrgedicht *Medicamina faciei femineae*, zu deutsch „Schönheitsmittel für das weibliche Gesicht“ (OVID, *Med.* 53-68):

„Entkleide Gerste, die afrikanische Siedler auf Schiffen geschickt haben, ihrer Spreu und Umhüllung. Eine gleiche Menge Linsen soll von zehn Eiern befeuchtet werden, aber die enthülste Gerste soll sich auf zwei Pfund belaufen. [...] Füge zweimal sechs rindenlose Narzissenzwiebeln hinzu, die deine eifrige rechte Hand mit reinem Marmor zerreiben soll, und zwar soll sie ein Sechstel Pfund Zwiebeln mit etruskischem Spelt zerreiben, dazu soll neunmal [...] mehr Honig mithineingehen. Jede, die ihr Gesicht mit einem Mittel dieser Art behandelt, wird glatter strahlen als ihr Spiegel.“²

Neben pflanzlichen Produkten kannte man auch Rezepturen, die stärker auf organisch-tierischen Zutaten basierten. Vor allem das Einreiben mit Eselsmilch war ein beliebtes Mittel gegen Falten, nicht nur im Gesicht, sondern am ganzen

Körper. Von einem extremen Beispiel berichtet PLINIUS DER ÄLTERE: POPPAEA SABINA, die zweite Frau des Kaisers NERO, führte, wo immer sie hinging, 500 trüchtige Eselinnen mit sich und badete bei Bedarf in Eselsmilch, um ihre Haut geschmeidig zu halten (*Nat. hist.* 11.238, 28.183). Der Hinweis auf einen derartigen Exzess im Umgang mit Kosmetika und die darin inbegriffene Andeutung einer auch in anderen Bereichen anzutreffenden Neigung zu *luxuria* tragen wirkungsvoll zur negativen Charakterisierung POPPAEAS, des Gegenbildes einer römischen *matrona*, bei.

Allgemein bildeten das Baden und Einsalben des Körpers mit Ölen oder fetthaltigen Substanzen einen festen Bestandteil des täglichen „Beauty-Rituals“. Die Römer legten großen Wert auf die Erhaltung von Gesundheit und Sauberkeit und besuchten deshalb regelmäßig die Thermen. Dort ließen sie sich nach dem Bad mit teilweise sehr kostbaren, parfümierten Salben einreiben, die bei besonders Reichen jeweils ein eigener Sklave mitbrachte.

Vornehme Damen frequentierten die Bäder allerdings in der Regel nicht: sie bevorzugten für ihre Schönheitspflege die private Sphäre des eigenen Hauses. Wie die Männer benutzten sie wohlriechende Salben und Essenzen, um die Spannkraft der Haut nach dem Bad wiederherzustellen. Unter den Salben, die den Römerinnen zur Verfügung standen, gab es einfache und kombinierte Präparate; überdies unterschied man zwischen festen und flüssigen, öligen Produkten sowie aromatischen Pulvern. Die Salben wurden auf den ganzen Körper aufgetragen, wobei man mitunter für jeden Körperteil einen anderen Duft wählte.

Eine weitere wichtige Funktion der parfümierten Cremes und Öle war, Körpergeruch entgegenzuwirken – ein Punkt, der laut OVID von der Frau genauso wenig vernachlässigt werden darf wie die Enthaarung der Beine oder das tägliche Zähneputzen (OVID, *Ars amat.* 3.193-198):

„Lasst den Geruch des trotzigen Bockes nicht unter die Achselhöhlen kommen und die Beine nicht von borstigen Härchen rauh sein. [...] Soll ich euch etwa auch noch vorschreiben, die Zähne nicht durch Saumseligkeit braun werden zu lassen und morgens den Mund mit Wasser auszuspülen?“

Die Beseitigung von Körperhaaren, vor allem unter den Achseln und an den Beinen, scheint auch bei vielen Männern üblich gewesen zu sein, obwohl dies generell als Zeichen der Verweichlichung (*mollitia*) und Dekadenz galt (HERTER 1959: 633f.). So lässt sich bei dem kaiserzeitlichen Biographen SÜETON nachlesen, dass der spätere Kaiser AUGUSTUS sich als junger Mann die Haare an seinen Schenkeln mit Hilfe von glühenden Nusschalen abzusengen pflegte, damit sie hinterher umso weicher nachwüchsen (SÜETON, *Aug.* 68). Eine andere Methode war, sich die Haare mit Pinzetten auszufen zu lassen, was gewöhnlich von viel Geschrei begleitet wurde (SENECA, *Epist.* 56.2), oder Mixturen aus verschiedenen tierischen und pflanzlichen Essenzen aufzutragen, die jedoch zum Teil die Haut sehr strapazierten (PLINIUS, *Nat. hist.* 30.132-134, 32.135f.).

Eine Vielzahl von kosmetischen Produkten verwandten die Römerinnen schließlich beim Schminken. Das Hauptanliegen war, die Haut im Gesicht und an den Armen so weiß wie möglich aussehen zu lassen, wofür man Kreide, Kalk oder Bleiweiß benutzte, das mit Honig oder fetthaltigen Salben vermischt auf die gewünschten Stellen aufgetragen wurde. War somit die Grundlage des Make-Ups geschaffen, konnte man zum Einreiben von Rouge oder zum Schminken der Augen übergehen, wie OVID in seiner *Ars amatoria* empfiehlt (OVID, *Ars amat.* 3.200-204):

„Eine, die von Natur keine roten Wangen hat, hat sie durch Kunst. Durch Kunst füllt ihr die kahlen Stellen neben den Augenbrauen aus, und ein kleines Schönheitspflasterchen verhüllt die echten Wangen. Und schämt euch nicht, die Augen mit feiner Asche zu untermalen oder mit [safrangelbem] Krokus [...].“

Vor zu exzessivem Gebrauch von Kosmetika wird von den antiken Autoren allerdings gewarnt, da dies ein Kennzeichen von alten Frauen oder Prostituierten sei. In dem Theaterstück *Mostellaria*, der „Gespensterkomödie“, des Dichters PLAUTUS kritisiert etwa die alte Dienerin Scapha ihre Herrin Philematium, dass sie trotz ihres jugendlichen Alters zu Schminke und Parfüm greifen will (PLAUTUS, *Most.* 261-263, 272-278):

SCAPHA: „Nein, die [Purpurschminke] kriegst du nicht. Sei doch gescheit! Willst du durch Über-



Abb. 1: Junge Frau mit Parfümfläschchen

tünchen denn das schönste Werk verpfuschen? Schminke keiner Art berühre, wer in solcher Jugendblüte steht [...]. Unterlasse ganz [auch das Salben mit Wohlgerüchen] [...]. Weil nur dann ein Mädchen gut riecht, wenn sie gar nicht riecht. Denn jene Dirnen, die beschmiert mit Salben sind, die angestrichenen, abgelebten, ohne Zahn, die unter Schminke bergen ihres Körpers Schmach: Die riechen, wenn der Schweiß sich mit den Salben mischt, gerade so, als gösse ein Koch verschiedene Brühen in ein Gefäß; man wird nicht klug, wonach es riecht, das eine nur erkennt man, dass es übel riecht.“

Auch der Elegiker PROPERZ preist die natürliche Schönheit und rät, „den Körper in seinen eigenen Vorzügen glänzen zu lassen“ (PROPERZ 1.2.6). OVID dagegen vertritt die Ansicht, dass „selbst ein schönes Gesicht der Pflege bedarf, weil ihm sonst sein Reiz verloren geht“ (OVID, *Ars amat.* 3.105), und trägt damit wohl der gesteigerten Bedeutung von Aussehen und Aufmachung in der Kaiserzeit Rechnung. Das äußere Erscheinungsbild war nun ein wichtiges Element zur sozialen Differenzierung bzw. zur Bestimmung der eigenen Position in der Gesellschaft. Trotz

der vielen Kosmetik-Tips, die er in seiner *Ars amatoria* gibt, steht aber auch OVID einer übertriebenen, maßlosen Anwendung von Schminke und der darin erkennbaren Täuschungsabsicht ablehnend gegenüber. Ebenso empfiehlt er mit Nachdruck, diskret vorzugehen und dem Mann erst das vollendete Kunstwerk zu präsentieren (OVID, *Ars amat.* 3.209-218):

„Freilich möge der Liebhaber keine Schminktöpfchen entdecken, die auf dem Tisch herumliegen. Nur eine Kunst, die sich zu verbergen weiß, hilft der Schönheit auf. [...] Und ich möchte es auch nicht gutheißen, wenn ihr in Anwesenheit des Liebhabers Hirschmark verwendet oder die Zähne putzt; diese Dinge werden euch zwar Schönheit schenken, aber hässlich mitanzusehen sein. Vieles ist hässlich, während es geschieht, und gefällt, wenn es geschehen ist.“

3. Haare und Frisuren

Ein weiterer wichtiger Aspekt der täglichen Schönheitspflege war die Wahl und Präparierung der (richtigen) Frisur. Dies galt weniger für die Männer, die dem Aussehen ihrer Haare im Durchschnitt nicht übermäßig viel Aufmerksamkeit schenkten. Der Kaiser AUGUSTUS etwa soll seiner Frisur so wenig Bedeutung beigemessen haben, dass er aus Gründen der Zeitersparnis mehrere Friseure gleichzeitig beschäftigte und während der Bartpflege etwas las oder schrieb (SÜETON, *Aug.* 79.1). Die offensichtlich verbreitete Geringschätzung übertriebener Haarpflege bei Männern lässt sich außerdem aus dem Spott schließen, der in vielen antiken Quellen über diejenigen Männer ausgegossen wird, die stundenlang beim Friseur sitzen oder „mit pomadetriefenden Löckchen“ (CICERO, *Pis.* 25) herumstolzieren. Wohl gingen die Römer seit Mitte der republikanischen Zeit regelmäßig zum Friseur, doch hatte dies lediglich den Zweck, die Haare in Ordnung zu halten und auf diese Weise unnötigen Aufwand beim Kämmen zu vermeiden. Eine Frisur sollte in erster Linie praktisch sein, d. h. wohl eher kurz und schlicht. Mehr Aufwand bzw. Frisurbewusstsein galt bei Männern als unangemessen; man sah darin ein Merkmal von Effeminiertheit oder gar moralischer Verkommenheit, der man mit Verachtung und Häme begegnete.

In der Kaiserzeit scheint man dem Thema „Haare“ generell etwas mehr Beachtung geschenkt zu haben, wobei man sich bei der Wahl der eigenen Frisur nicht selten vom Vorbild des jeweiligen *Princeps* leiten ließ. Die Angleichung an die Haartracht des Kaisers konnte im Sinne einer Loyalitätsbezeugung erfolgen oder von dem Bestreben motiviert sein, die eigenen politischen Ansprüche zu legitimieren. Gerade im ersten Fall ist es allerdings oft schwierig, zwischen bewusster und unbewusster Anpassung, dem Übernehmen eines Zeittrends und der absichtlichen Nachahmung der Frisur des Herrschers, zu unterscheiden (ALEXANDRIDIS 2004: 67). Sicher ist jedoch, dass sich die Kaiser vermehrt des Haarstils als Ausdrucksmedium zur Selbstpräsentation bedienten. Wie SÜETON berichtet, trug etwa NERO seine Haare länger, im Anschluss an eine Griechenlandreise sogar bis in den Nacken fallend (SÜETON, *Nero* 51), und setzte sich damit wirkungsvoll als Sänger und Dichter in Szene. Ähnlich ließ sich DOMITIAN



Abb. 2: Nero (?) mit langem Nackenhaar

mit dicklichen Gesichtszügen und üppigen Locken auf der Stirn portraitiert, um so seinen Reichtum und Luxus zu demonstrieren. Längeres, gelocktes Haar war auch im 2. Jh. n. Chr. unter den sog. Antoninen-Kaisern Mode, bevor sich im 3. Jh. der Trend umkehrte und eine extreme Kurzhaar-Frisur, die fast schon an Kahlheit grenzte, zum Stilideal avancierte.

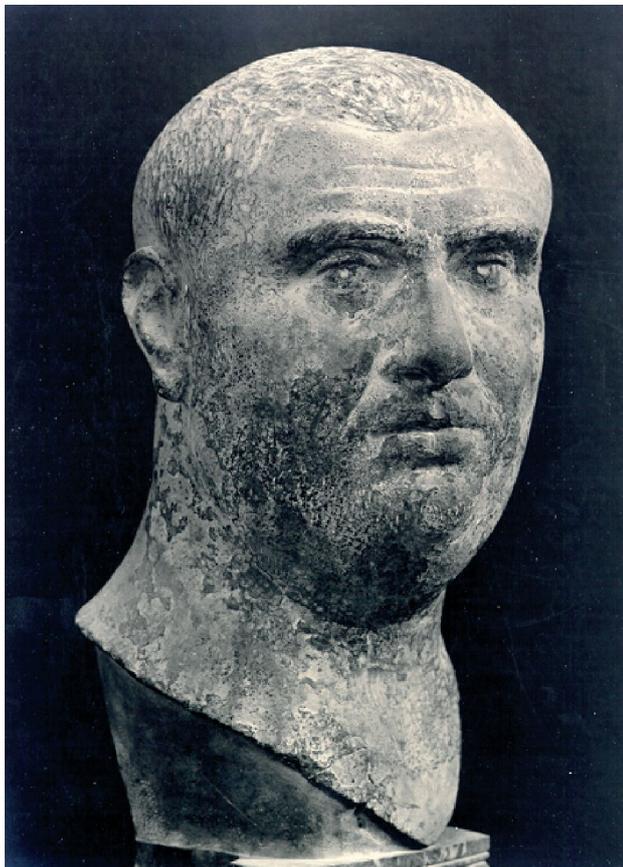


Abb. 3: Balbinus (?) mit Kurzhaarfrisur

Unabhängig von allen Modetrends galt (sehr) kurzes Haar bei Männern immer als Zeichen von maskuliner Strenge, während umgekehrt lang herabwallendes Haar außer in der Jugend als anstößig empfunden wurde (HERTER 1959: 632f.). Lange Haare trugen etwa Haussklaven oder männliche Prostituierte, nicht aber freie Römer. Diese sollten vielmehr eine maßvolle, sich auf das Wesentliche beschränkende Pflege des äußeren Erscheinungsbildes an den Tag legen, wie OVID in seiner *Ars amatoria* vorschreibt (OVID, *Ars amat.* 1.505-518):

„Lass dir nicht einfallen, dir mit der Brennschere die Haare zu kräuseln. [...] Männern geziemt nachlässiger Schmuck. [...] Keine verschnittene Frisur entstelle die struppigen Haare, lass dir Haare und Bart schneiden von kundiger Hand!“

Im Gegensatz zu den Männern verwandten die römischen Frauen viel Zeit und Energie auf die Pflege und Herrichtung ihrer Haare. Ein Grund dafür mag die Tatsache gewesen sein, dass eine Römerin relativ wenig Spielraum in der Wahl ihrer Kleidung hatte und daher natürlicherweise ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Frisur konzentrierte. Hinzu kommt, dass die Frauen der römischen Frühzeit ihre Haare in der Öffentlichkeit eigentlich verhüllen sollten (VALERIUS MAXIMUS 6.3.10) und deshalb die Zurschaustellung einer Frisur auch später noch eine besondere Bedeutung hatte. Eine aufwendige, möglicherweise mit kostbaren Haarnadeln, Bändern oder Kunsthaar angereicherte Frisur positionierte ihre Trägerin in der sozialen Hierarchie weit oben, weil nur eine gut situierte, reiche Frau sich sowohl die entsprechenden Utensilien als auch die Menge von Sklavinnen leisten konnte, die die Vorbereitung einer solchen Haartracht erforderte. Indem sich eine Römerin also mit einer zeitlich, technisch und personell anspruchsvollen Frisur präsentierte, hob sie sich von den übrigen Frauen ab und markierte ihre höhere gesellschaftliche Stellung. Dies erklärt auch, warum in der Kaiserzeit stil- und statusbewusste Damen der Oberschicht eifrig den Modetrends folgten, die die weiblichen Mitglieder des Kaiserhauses vorgaben oder zumindest favorisierten.

Von mindestens ebenso großer Wichtigkeit war aber auch – und dies ist ein bedeutender Unterschied zu heute – die politische Aussagekraft einer Frisur und allgemein der persönlichen Aufmachung. Besonders konsequent nutzte LIVIA, die Gattin des AUGUSTUS, ihr Äußeres als Vehikel politischer Ideologie und ließ sich absichtlich mit einfacher Nodus-Frisur sehen bzw. abbilden. Bei diesem Typus wurden die Haare glatt nach hinten gekämmt und nur auf der Stirn oder im Nacken mit einem kleinen Knoten (*nodus*) verziert. Die straffe Frisur wirkt schlicht und anspruchslos, obwohl sie nicht ohne größeren Zeitaufwand und ohne fremde Hilfe herzustellen war, und drückt Eleganz und Würde, aber auch Zurückhaltung und Bescheidenheit aus. Indem Livia diese simple Frisur für sich wählte, setzte sie sich bewusst von den extravaganten griechisch-hellenistischen Luxusfrisuren mit größerer Haarfülle und Löckchen ab, wie sie



Abb. 4: Römerin (Livia?) mit Nodus-Frisur

etwa KLEOPATRA trug (sog. Melonenfrisur). Sie stilisierte sich damit – in Übereinstimmung mit Augustus’ moralischem Reformprogramm – als Ideal römisch-republikanischer Tugendhaftigkeit und Sittenstrenge. Gleichzeitig wertete sie durch ihr Auftreten indirekt die Haartracht Kleopatras als vulgär ab und desavouierte die ägyptische Königin als Inbegriff von Dekadenz und Lasterhaftigkeit (ALEXANDRIDIS 2003: 11f.; 2004: 68).



Abb. 5: Frisierszene

Im Laufe der Zeit setzten sich aber auch bei den „ehrbaren“ römischen Frauen zunehmend kunstvollere Frisuren durch, nachdem „falsche, aufgeputzte, gewellte oder parfümierte Haare“ (PLAUTUS, *Truc.* 287f.) nicht mehr automatisch wie früher mit Amoralität und „leichten Mädchen“ assoziiert wurden. Bessergestellte Damen gingen nicht zum Friseur, sondern hatten eigene Sklavinnen (*ornatrices*), die ihnen die Haare in zum Teil quälend langen Sitzungen zurechtmachten. Vor allem die aufwendigen Hochfrisuren, die in der zweiten Hälfte des 1. und zu Beginn des 2. Jh.s n. Chr. modern waren und die zusätzlich die Verwendung von Nadeln, Bändern, Kämmen oder Perückenteilen erforderten, setzten ein Höchstmaß an Geduld und Disziplin auf Seiten der entsprechenden Trägerin sowie ihrer Dienerinnen voraus. Auch lebten diese Sklavinnen je nach Temperament und Eitelkeit ihrer Herrin mitunter recht gefährlich, denn nur schon eine Locke am falschen Ort oder eine sich lösende



Abb. 6:

Dame aus flavischer Zeit mit Hochsteckfrisur

Haarnadel konnte Wutausbrüche provozieren oder hysterische Weinkrämpfe auslösen (WEEBER²1995: 118f.). Geradezu vorprogrammiert waren solche Auseinandersetzungen bei Frisuren, bei denen das sog. Brenneisen (*calamistrum*), ein im Feuer erhitzter Lockenstab aus Eisen, zum Einsatz kam. Nicht selten waren nämlich nicht sorgfältig gelegte Locken das Ergebnis dieser Prozedur, sondern im Gegenteil angebrannte oder versengte Haare (bes. OVID, *Am.* 1.14; dazu HOHENWALLNER 2001: 71-81).

Ebenso konnte Haarfärbung anstelle der angestrebten Verschönerung den gegenteiligen Effekt haben und im schlimmsten Fall sogar zu Haarausfall führen, da die verwendeten Färbemittel oft aggressive Substanzen enthielten. Das Färben von Haaren war in Rom seit der Frühzeit verbreitet (VALERIUS MAXIMUS 2.1.5), sei es, dass man ergrauendes Haar wieder jugendlich schwarz machen, sei es, dass man die eigene natürliche Haarfarbe durch eine andere ersetzen wollte. Besonders beliebt war es, die Haare blond zu färben – frei nach PLATONS Diktum, dass „hellhaarige Kinder von Göttern sind“ (PLATON, *Rep.* 5.474e). Dazu verwandte man gerne entweder „germanische Kräuter“ (OVID, *Ars amat.* 3.163) oder den ebenfalls aus Nordeuropa stammenden Stoff *sapo*, ein seifenähnliches Gemisch aus Talg und Asche (PLINIUS, *Nat. hist.* 28.191-193). Pechschwarz dagegen konnte man die Haare laut PLINIUS färben, wenn man Blutegel und Essig zusammenmischte (PLINIUS, *Nat. hist.* 32.67f.).

Hatten übertriebenes Färben oder die unvorsichtige Anwendung des Brenneisens zum Verlust der eigenen Haare geführt, so blieb nur der Griff zur Perücke (lat. *capillamentum*, *galerus*, *galericulum*). Haarteile und Perücken waren in Rom vielfach in Gebrauch und seit der Kaiserzeit auch käuflich zu erwerben (OVID, *Ars amat.* 3.167f.). Sie dienten nicht nur dem Verstecken oder Ausgleichen von Mängeln, sondern hatten auch andere Funktionen. So berichtet der Satiriker JUVENAL, dass die Kaiserin MESSALINA ihre schwarzen Haare unter einer blonden Perücke verbarg, wenn sie als Dirne verkleidet ins Bordell ging (JUVENAL, *Sat.* 6.116-121, bes. 6.120f.) – die Perücke war hier also zugleich Tarn- und Verführungsmittel (WEEBER²1995: 278). Auch

Männer benutzten gelegentlich eine Perücke, um incognito das Haus verlassen zu können, so zum Beispiel die Kaiser CALIGULA (SUETON, *Cal.* 11) und NERO (SUETON, *Nero* 26.1), oder sie verdeckten damit ihre Glatze wie der Kaiser OTHO (SUETON, *Otho* 12.1).

Bei allem Bemühen, der Natur nachzuhelfen und die eigenen Haare nach dem gerade gängigen Modetrend zu gestalten, hatte eine Frau bei der Wahl ihrer Frisur jedoch in erster Linie darauf zu achten, dass diese ihrem individuellen Typ gerecht wurde. Denn jede Gesichtsform bzw. Haarstruktur erforderte eine andere Frisur, wie OVID in seiner „Liebeskunst“ unterstreicht (OVID, *Ars amat.* 3.135-152):

„Es gibt auch mehr als nur eine Haartracht; eine jede möge auswählen, was ihr steht, und vorher ihren Spiegel befragen. Ein längliches Gesicht verträgt gut einen klaren Scheitel. [...] Ein rundes Gesicht verlangt, dass oben an der Stirn ein kleiner Knoten übrig bleibt, so dass die Ohren frei sind. Das Haar der einen möge auf beiden Schultern herabwallen; [...] eine andere möge ihr Haar zurückbinden [...]. Dieser wiederum steht es, wenn das Haar etwas aufgebauscht und locker liegt, bei jener muss das Haar straff gebunden werden. Diese gefällt, wenn sie sich mit [...] Schildpatt aufputzt; jene wiederum trage Locken, die Meereswellen gleichen. Aber man kann weder die Eicheln auf der weitverzweigten Steineiche zählen noch die Bienen des Hybla, noch das Wild der Alp, und so ist es mir versagt, so viele Frisuren zahlenmäßig zu erfassen. Jeder neue Tag fügt neue Moden hinzu.“

4. Kleidung

Gab im antiken Rom schon die Haartracht Aufschluss über die gesellschaftliche Stellung einer Person, so galt dies erst recht für die Kleidung, die man trug (BLANCK²1996: 71-79). Bei einem Blick über das Forum Romanum bot sich einem ein buntes Gewirr von verschiedenen Farben und Stoffen. Die Mehrheit der Gewänder war aus Wolle und Leinen gefertigt, aber es gab auch Kleidung aus Seide, Baumwolle, Leder oder Pelz. Je teurer der Stoff, je mehr davon für ein Kleid verarbeitet wurde und je größer der Aufwand bei der Herstellung, desto höher war der soziale

Status des Trägers oder der Trägerin. Gleiches galt für die Frage, ob sich jemand Färbemittel leisten konnte oder mit den Naturfarben Grau, Schwarz und Braun vorlieb nehmen musste.

Auch konkrete Positionen innerhalb der Gesellschaft wurden durch Kleidung versinnbildlicht. So gab es Kleidungsstücke, die ausschließlich römischen Staatsbürgern vorbehalten waren und von Ausländern sowie Sklaven nicht getragen werden durften. Das Recht auf den Purpurstreifen an der Toga etwa besaßen nur Knaben, Priester und Inhaber politischer Ämter. Farbsymbolik inszenierte Lebenssituationen. So trugen Trauernde oder Angeklagte zur Demonstration ihrer Lage und mit dem Ziel, Mitleid zu erwecken, dunkle, schmutzige Farben, während sich ein Kandidat für ein politisches Amt in strahlend weißer Kleidung präsentierte und damit seine moralische Integrität und Seriosität zum Ausdruck brachte.

Die *tunica* war die Basisbekleidung für Männer aller gesellschaftlichen Gruppen; sie wurde entweder mit einer Schnur gegürtet oder fiel frei herab. Der Rhetorikprofessor QUINTILIAN schreibt im ersten nachchristlichen Jahrhundert in seinem umfangreichen Handbuch für den künftigen Redner (QUINTILIAN, *Inst. orat.* 11.3.138):

„Wer nicht das Recht auf den breiten Purpurstreifen hat, soll sich so gürteln, dass die Tunika mit dem vorderen Rand etwas unter das Knie, mit dem hinteren bis zur Mitte der Kniekehle reicht; denn unterhalb dieser Grenze ist es Frauentracht, oberhalb die der Soldaten.“

Die *toga*, ein kunstvoll drapierter, zumeist weißer Überwurf, war Privileg des römischen Bürgers. Da er mit keinerlei Brosche oder ähnlichem befestigt wurde, war die Bewegungsfreiheit extrem eingeschränkt, denn der Träger musste fortwährend den Stoff festhalten. Andererseits konnte das absichtliche Durcheinanderbringen der Falten auch höchst wirkungsvolle Effekte erzielen. Im dritten Kapitel des elften Buches seiner *Institutio oratoria*, das dem gezielten Einsatz von Gestik und Mimik bei der öffentlichen Rede gewidmet ist (FÖGEN 2001: 207-209), beschreibt QUINTILIAN, wie der Rhetor eine Toga anzulegen hat (*Inst. orat.* 11.3.140-147):

„Der Bausch [der Toga], der schräg unter der rechten Schulter zur linken Schulter verläuft, wie

ein Schwertgurt, soll weder spannen noch zu lose sitzen. Das Stück der Toga, das später umgeschlagen wird [über die linke Schulter], soll tiefer hängen. [...] Die Schulter aber darf nicht samt der ganzen Kehle bedeckt werden, sonst wird der Überwurf eng und verliert sein würdevolles Aussehen, das auf der breiten Brust beruht. Der linke Arm soll soweit erhoben werden, dass er gleichsam einen rechten Winkel bildet, worüber dann der doppelte Rand, den die Toga liefert, gleichmäßig nach beiden Seiten aufsitzen soll. [...] Die Alten ließen die Toga bis zu den Schuhen reichen [...]. Um so mehr wundere ich mich über die Auffassung, die PLINIUS [der Ältere], ein gebildeter [...] Mann, vertritt, wonach CICERO es nur deshalb so zu machen gewohnt gewesen sei, um seine Krampfadern zu verhüllen, während doch diese Art von Überwurf auch bei Standbildern von Leuten, die nach CICERO gelebt haben, erscheint. [...] Geht aber der Vortrag weiter, [...] wird der Bausch von der Schulter ganz zu recht wie von selbst herabgleiten, und wenn man hier bis zur Beweisführung und den Glanzstellen gekommen ist, ist es durchaus in Ordnung, die Toga von der linken Schulter zurückzustößen, auch den Bausch, wenn er noch fest sitzt, herabzuschieben. Mit der linken Hand darf man ihn von der Kehle und dem Brustansatz wegnehmen; denn schon hat die Glut alles erfasst. [...] Dann ist, zumal wenn der Erfolg unsere Segel glücklich schwellen lässt, fast alles am rechten Platz, auch der perlende Schweiß, die Erschöpfung, die Unordnung im Überwurf und das Flattern der Toga, als wenn sie überall ihren Halt verlöre.“

Als sehr unpraktisches Kleidungsstück war die Toga nicht sonderlich beliebt (WEEBER²1995: 205-207). Gerade im politischen Kontext hatte sie jedoch eine starke Symbolkraft – man denke nur an den imposanten Eindruck, den die in der Kurie versammelten Senatoren in ihren purpurgesäumten Togen machten. Vor diesem Hintergrund scheint nur allzu verständlich, dass Kaiser AUGUSTUS für Männer, die in politischer Funktion unterwegs waren, das Tragen der Toga zur Pflicht machte (SÜETON, *Aug.* 40.5):

„Als [der Kaiser AUGUSTUS] einst in einer Versammlung zahlreiche Männer aus dem Volk in schmutzig schwarzen Gewändern sah, war er



Abb. 7:
Römischer Rhetor in toga (sog. Arringatore)

entrüstet und rief aus: ‚Schau, das sind die Römer, die Herren der Welt, das Volk in der Toga!‘ Die Marktaufseher erhielten von ihm die Aufgabe übertragen, jemandem in Zukunft nur dann zu gestatten, sich auf dem Forum oder in dessen näherer Umgebung aufzuhalten, wenn er den mantelartigen Überwurf ab- und die Toga angelegt habe.“

Dieser mantelartige Überwurf, die *lacerna*, wurde in der Tat nicht nur von Ausländern gerne getragen. Ebenso verhielt es sich mit dem *sagum*, seinem Pendant aus dickerem Stoff für Soldaten, das die linke Schulter bedeckte und mit einer Brosche auf der rechten befestigt war, sowie dem *pallium*, der griechischen, rechteckigen und damit bequemer Version der Toga. Zu lange Mäntel jedoch, und ebenso Tuniken, boten Ansatzpunkte für diskreditierende Charakterstudien, wie z. B. die über die Anhänger des Putschisten CATILINA durch den damaligen Konsul CICERO. Nachdem dieser in kontinuierlicher Steigerung mehrere

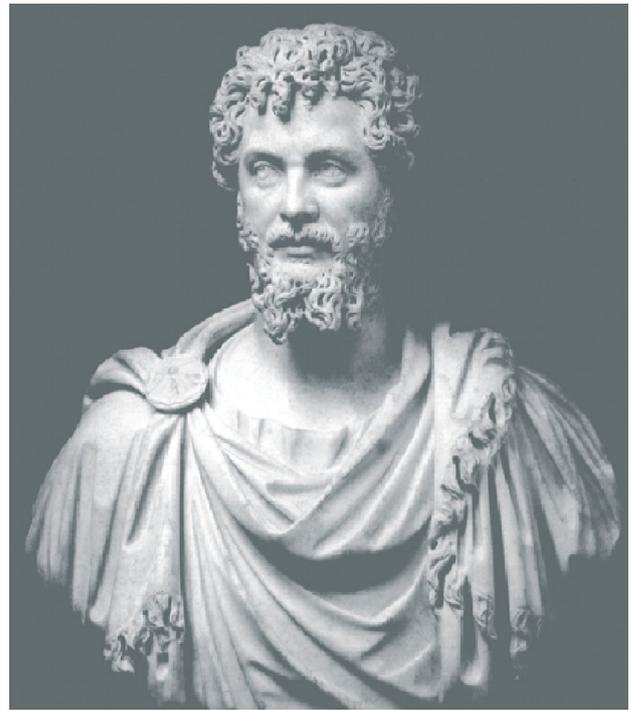


Abb. 8: Septimius Severus mit *sagum*

Gruppen von moralisch verwerflichen Menschen aufgezählt hat, kommt er zur sechsten Kategorie (CICERO, *Cat.* 2.22f.):

„Die letzte Gruppe aber, nicht nur der Reihenfolge, sondern auch eben der Art und Lebensweise nach, gehört dem Catilina ganz. Das ist seine Elite, sie umarmt und liebt er. Sie seht ihr [...] in langärmeligen und bodenlangen Tuniken, in Umhänge gehüllt, nicht in die Toga; die ganze Tätigkeit und Wachsamkeit ihres Lebens tut sich bei Gastmählern kund, die bis zum Morgen dauern. In dieser Rotte trifft man alle Glücksspieler, alle Ehebrecher, alle Unreinen und Schamlosen.“

Unproblematisch waren dagegen zum Schutz vor schlechtem Wetter Capes mit Kapuzen (*paemulae*), ferner gegen Verletzungen hautenge Hosen und Wadenwickel.

Auch die römischen Frauen trugen als Basis Kleidungsstück die *tunica*, jedoch sittsam lang. Dafür konnte die Römerin ihre Reize zur Geltung bringen, indem sie ihre *tunica* zum Beispiel unter dem Busen gürtete oder die Ärmel nicht zunähte, sondern mit Broschen zusammenfasste. Über der *tunica* wurde die *stola* getragen, die den freien und verheirateten römischen Bürgerinnen vorbehalten war. Ihr Saum reichte bis zum Boden und symbolisierte auf diese Weise neben der rechtlichen und sozialen Stellung ihrer Trägerin

auch deren Sittsamkeit und Tugendhaftigkeit (ALEXANDRIDIS 2003: 15). Oben wurde die *stola* von Schulterbändern (*institae*) gehalten. Um den Körper vollständig zu verhüllen, trug die römische *matrona* über der *stola* außerdem die *palla*, einen rechteckigen Überwurf, den sie auch bei sommerlichen Temperaturen nicht ablegte. Immerhin konnte sie sich aber mehr Bewegungsfreiheit dadurch verschaffen, dass sie statt zur *palla* zur leichteren *lacerna* griff.



Abb. 9: Römische *matrona* in *palla*

Angesichts der strengen Kleidervorschriften für die ehrbaren römischen Bürgerinnen war es für Kurtisanen ein leichtes, mit freizügigen oder gar transparenten Gewändern die Blicke der Männer auf sich ziehen, wie der Dichter HORAZ beschreibt (HORAZ, *Sat.* 1.2.94-105):

„Bei der *Matrone* kannst nichts als das Antlitz du schauen; das andere birgt sie in wallenden Kleidern – es sei denn, es dreht sich um *Catia*. Wenn dich verbotenes Gut reizt, geschützt durch den Wall des Gesetzes – was ja gerade dich toll macht –, wie vieles ist hinderlich dir dann! Da

sind die Wächter, die Sänfte, Friseure, die Damen des Hauses, ist ihr Gewand, das reicht bis zum Knöchel, und drüber der Mantel, vieles fürwahr, was den offenen Blick auf die Hauptsache wehret. Doch bei der anderen steht nichts dir im Weg: In der köischen Seide siehst du sie nackt fast, wie ohne Makel ihr Füßchen, die Wade, kannst mit dem Auge die Hüfte betasten. Ja, soll man dich lieber locken ins Garn, dich des Geldes berauben, bevor du die Ware auch nur zu sehen bekamst?“



Abb. 10: *Puella* in transparentem Seidengewand

5. Schmuck

Abgerundet wurde das äußere Erscheinungsbild der Römerinnen, nicht anders als heute, durch das Anlegen von Schmuck. Allerdings konnte die römische Frau nicht zu allen Zeiten frei wählen, welchen Schmuck sie tragen oder auch nur besitzen wollte. So trat im Jahre 215 v. Chr. das Gesetz des OPPHIUS (*Lex Oppia*; dazu SCHENKE 2003: 8-10, 111, 148) gegen die Prunksucht in Kraft. Wie der Historiker LIVIUS berichtet, durfte „nach diesem Gesetz keine Frau mehr als eine halbe Unze Gold haben oder ein buntes Gewand tragen“ (LIVIUS 34.1.3). Eine halbe Unze waren etwa drei Münzen – auch damals nicht viel. Kein Wunder, dass die Frauen bald protestierten und sogar auf dem Forum Romanum eine Art Demonstration veranstalteten. Als es zur Abstimmung kam, wandte

sich der damalige Konsul CATO DER ÄLTERE in seiner Rede energisch gegen die Abschaffung des Gesetzes (LIVIVS 34.4.12-14):

„Und für einige Leidenschaften kann ich nicht einmal einen Grund oder eine vernünftige Erklärung finden. Denn wenn dir nicht erlaubt wäre, was einer anderen erlaubt ist, würde das vielleicht ganz natürlich etwas Scham oder Unwillen auslösen. So aber, wo die Kleidung für alle gleich ist, was fürchtet da eine jede von euch, dass man das gerade an ihr bemerkt? Es ist gewiss sehr schlimm, sich wegen Sparsamkeit oder Armut zu schämen; aber die Scham über das eine wie das andere nimmt euch das Gesetz dadurch, dass ihr nur das nicht habt, was man nicht haben darf. ‚Gerade diese Gleichmacherei kann ich nicht ertragen,‘ sagt jene Wohlhabende da. ‚Warum soll ich nicht durch Gold und Silber auffallen und die Blicke auf mich ziehen? Warum soll sich die Armut der anderen hinter diesem Deckmantel des Gesetzes verstecken, so dass es so aussieht, als wenn sie das, was sie nicht haben können, haben würden, wenn es erlaubt wäre?‘“

Das Gesetz wurde trotzdem aufgehoben (195 v. Chr.), die Frauen hatten gesiegt. Seitdem durften die Römerinnen wieder Schmuck tragen – und sie taten es. Eine jede zeigte, was sie hatte, selbst wenn das in der Kaiserzeit zu Auswüchsen führte wie etwa, als sich LOLLIA PAULINA, kurzzeitig Gattin des Kaisers CALIGULA, einmal mit Schmuck im Wert von 40 Millionen Sesterzen behängte (PLINIUS, *Nat. hist.* 9.117). Unter den dezenteren Schmuckstücken, die aus verschiedenen Epochen erhalten sind und die man heute noch gut tragen könnte, sind Halsketten mit Korallen, Perlen und Steinen, zusätzliche Anhänger, filigrane Ohringe, goldene Armreifen und Fingerringe mit und ohne Steine sowie Gemmen.

In der Literatur indes wurde Schmuck in erstaunlich hohem Maße abgelehnt. Selbst OVID, der doch so viele Ratschläge zur Verschönerung des eigenen Erscheinungsbildes bietet, zeigt sich hier puristisch (OVID, *Ars amat.* 3.121-132):

„Das Alte möge andere erfreuen, ich preise mich glücklich, jetzt erst zu leben; diese Zeit passt zu meiner Art, nicht weil jetzt geschmeidiges Gold der Erde entnommen wird und nicht weil zu uns die Perlmuschel kommt, die man am fernen Strand



Abb. 11: Dame aus Oberschicht mit Hals- und Ohrschmuck (Mumienportrait)



Abb. 12: Fingerringe aus Gold mit Gemmen

sucht, [...] sondern weil Verfeinerung herrscht und nicht bis in unsere Jahre als Rest aus der Urväterzeit bäurisches Wesen sich hielt. Ihr auch, beschwert eure Ohren doch nicht mit teuren Steinen, die dunkle Inder in grünlicher Flut sammeln; zeigt euch auch nicht belastet mit golddurchwirkten Gewändern. Oftmals verjagt ihr uns durch den Prunk, der uns doch anlocken soll.“

Ein Bild davon, wie Schmuck durch übertriebene Verwendung seine Wirkung ganz verliert, zeichnet PETRON in seinem Roman *Satyrice*, der vermutlich auf die Zeit des Kaisers NERO, also auf das erste nachchristliche Jahrhundert, zu datieren ist und in humoristischer Weise die Lebenswelt ungebildeter Freigelassener schildert. Die folgende Szene stammt aus dem darin enthaltenen Gastmahl des Neureichen Trimalchio, dessen Frau Fortunata den Gästen ihren üppigen Schmuck vorführt, ohne jedoch auch nur über ein Mindestmaß an Attraktivität zu verfügen (PETRON, *Sat.* 67.6-9):

„Dann kam es soweit, dass Fortunata ihre Spangen von den fettgepolsterten Armen zog und der staunenden Scintilla zeigte. Schließlich machte sie sogar die Beinreifen los und ein goldenes Haarnetz, das nach ihrer Angabe aus Feingold war. Trimalchio bemerkte das, ließ sich alles bringen und sagte: ‚Da seht ihr die Fesseln eines Frauenzimmers: so werden wir Idioten ausgeplündert. Sechs Pfund und ein halbes muss sie haben. Auch selber habe ich nichtsdestoweniger eine Zehnpfundspange aus Merkurs Zinsgroschen.‘ Schließlich ließ er sogar, um nicht als Lügner dazustehen, eine Standwaage bringen und das Gewicht reihum prüfen. Auch nicht besser [als Fortunata] zog sich Scintilla ein goldenes Medaillon vom Hals, das sie ihren Glücksmann nannte. Daraus brachte sie zwei Ohrgehänge zum Vorschein, gab sie umgekehrt Fortunata zum Anschauen und sagte: ‚Dank der Großmut meines Gatten hat niemand bessere.‘“

Die gefallsüchtige Prahlerei Fortunatas und Scintillas deutet auf ihre niedrige soziale Herkunft. Zugleich weisen Details ihrer Ausstattung darauf hin, dass die beiden Figuren als direktes Gegenbild zur römischen *matrona* gezeichnet sind. Schmuck an den Fußgelenken, wie Fortunata ihn trägt, war „sittsam“ Frauen versagt:

„Nur die Beine unehrbarer Frauen, Prostituirter und Sklavinnen [...] blieben unbedeckt und konnten so angelegten Fußgelenkschmuck wirkungsvoll zur Geltung bringen. Gerade an ihnen läßt sich Fußgelenkschmuck, wie erotische Szenen in Bordellen und Privathäusern zeigen, besonders häufig nachweisen“ (SCHENKE 2003: 50). PETRON suggeriert damit, dass der Parvenu Trimalchio, der im Verlauf des Gastmahls beispielsweise vor allen Gästen ausführlich über Verdauungsangelegenheiten referiert (PETRON, *Sat.* 47.1-7) und sich auch sonst als ein Ausbund an Abgeschmacktheit und Unbildung erweist, eine Lebensgefährtin hat, die wahrlich zu ihm passt.

6. Zusammenfassung

Unser Überblick über die Möglichkeiten und Techniken, mit deren Hilfe Männer und Frauen im antiken Rom ihr Aussehen und Auftreten gestalteten, sich entweder der Konvention anpassen oder davon abwichen, hat gezeigt, dass das richtige Maß (*πρέπον* bzw. *aptum*) eine zentrale Rolle spielte. Dieses Konzept stand im Einklang mit der Forderung nach „Angemessenheit“, die in vielen anderen Kontexten thematisiert wurde, so z. B. in Vorschriften zum richtigen moralischen Verhalten, aber auch in Anleitungen zum adäquaten Sprechen. Das Übertreten des richtigen Maßes, insbesondere die ostentative *luxuria* als Zeichen der „sittlichen Depravation“, und der Verstoß gegen etablierte Rollenvorstellungen und -zuweisungen führten in sämtlichen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens zur Negativzeichnung einer Person bis hin zu ihrer Stigmatisierung (FÖGEN 2004: bes. 236f.; siehe auch EDWARDS 1993: bes. 63-97).

Anmerkungen:

- 1) Bei dieser Darstellung handelt es sich um die leicht veränderte und ergänzte Fassung eines Vortrags, der im Rahmen der „5. Langen Nacht der Wissenschaften“ an der Humboldt-Universität zu Berlin (11. Juni 2005) gehalten wurde. Von den an Vorbereitung und Präsentation des Projekts beteiligten Studierenden sei besonders MAGDALENA CLAASS, KATHARINA LÖTZSCH und ULRIKE STEPHAN gedankt. Die Ausführungen selbst wie auch das Literaturverzeichnis am Ende des Beitrags erheben keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit; weiterführendes bibliographisches Material speziell zu Geschlechterrollen in der Antike ist bei FÖGEN (2004: 253-274) zusammengestellt.

- 2) Aus Platzgründen wird hier und im folgenden bei Zitaten lediglich die deutsche Übersetzung, nicht aber der Originaltext angeführt. Die Übersetzungen orientieren sich an gängigen Editionen, wurden aber zum Zweck besserer Verständlichkeit an manchen Stellen leicht vereinfacht und gekürzt.

Ausgewählte Literatur:

In diese stark verknappte Auswahlbibliographie wurden vorzugsweise monographische Darstellungen aufgenommen; Aufsätze sind dagegen nur ganz vereinzelt berücksichtigt. Auf die Anführung von Einträgen in einschlägigen Handbüchern und Lexika (RE, Der Neue Pauly, Lexikon der Alten Welt, Reallexikon für Antike und Christentum etc.) wurde bewusst verzichtet.

- Alexandridis, Annetta (2003): Schmucklos oder trachtlos. Bildnisse römischer Frauen vom 1. Jh. v. – 2. Jh. n. Chr. In: *Anodos. Studies of the Ancient World* 3, 9-22.
- Alexandridis, Annetta (2004): Die Frauen des römischen Kaiserhauses. Eine Untersuchung ihrer bildlichen Darstellung von Livia bis Julia Domna, Mainz.
- Balsdon, John P. V. D. (1962): *Roman Women. Their History and Habits*, London (Deutsche Ausgabe: *Die Frau in der römischen Antike*, München 1979).
- Barini, Concetta (1958): *Ornatus muliebris. I gioielli e la antiche romane*, Torino.
- Blanck, Horst (1996): Einführung in das Privatleben der Griechen und Römer, Darmstadt (Kap. 3 zu „Kleidung, Schmuck, Haartracht“: S. 51-87).
- Böhme, Astrid (1974): Schmuck der römischen Frau (Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands 11), Stuttgart.
- Böhme-Schönberger, Astrid (1997): *Kleidung und Schmuck in Rom und in den Provinzen*, Stuttgart.
- Bonfante Warren, Larissa (1973): Roman costumes. A glossary and some Etruscan derivations. In: *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt* I 4, 584-614.
- Carducci, Carlo (1962): *Ori e argenti dell' Italia antica*, Milano (Deutsche Ausgabe: *Gold- und Silberschmuck aus dem antiken Italien*, Wien 1962).
- Coarelli, Filippo (1966): *L'oreficeria nell' arte classica*, Milano (Englische Ausgabe: *Greek and Roman Jewellery*, London 1970).
- Croom, Alexandra T. (2000): *Roman Clothing and Fashion*, Stroud.
- D'Ambrosio, Antonio (2001): *La bellezza femminile a Pompei*, Roma (Englische Ausgabe: *Women and Beauty in Pompeii*, Los Angeles 2001).
- Deißmann, Marie-Luise (1989): Aufgaben, Rollen und Räume von Mann und Frau im Antiken Rom. In: Jochen Martin & Renate Zoepffel (Hrsg.), *Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann* (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Anthropologie 5.2), Freiburg im Breisgau & München, 501-564.
- Dixon, Suzanne (2001): *Reading Roman Women. Sources, Genres and Real Life*, London.
- Edwards, Catharine (1993): *The Politics of Immorality in Ancient Rome*, Cambridge.
- Fantham, Elaine (1986): Women in antiquity: a selective (and subjective) survey 1979-1984. In: *Échos du monde classique* 30, 1-24.
- Fantham, Elaine, Helene Peet Foley, Natalie Boymel Kampen, Sarah B. Pomeroy & H. A. Shapiro (1994): *Women in the Classical World. Image and Text*, New York & Oxford.
- Fögen, Thorsten (2001): Ancient theorizing on nonverbal communication. In: Ruth M. Brend, Alan K. Melby & Arle R. Lommel (Hrsg.), *LACUS Forum XXVII: Speaking and Comprehending*, Fullerton, California, 203-216.
- Fögen, Thorsten (2004): Gender-specific communication in Graeco-Roman antiquity. With a research bibliography. In: *Historiographia Linguistica* 31, 199-276.
- Goette, Hans Rupprecht (1990): Studien zu römischen Togadarstellungen (Beiträge zur Erschließung hellenistischer und kaiserzeitlicher Skulptur und Architektur 10), Mainz.
- Herter, Hans (1959): s.v. „Effeminatus“. In: *Reallexikon für Antike und Christentum* (Vol. 4), 620-650.
- Higgins, Reynold A. (1980): *Greek and Roman Jewellery*, London.
- Hohenwallner, Ingrid (2001): *Venit odoratos elegia nexa capillos. Haar und Frisur in der römischen Liebeslegie (Arianna. Wunschbilder der Antike 2)*, Mannheim & Möhnesee.
- Kleiner, Diana E. E. & Susan B. Matheson (Hrsg.) (1996): *I, Claudia. Women in Ancient Rome*, New Haven & Austin, Texas.
- Kleiner, Diana E. E. & Susan B. Matheson (Hrsg.) (2000): *I, Claudia II. Women in Roman Art and Society*, Austin, Texas.
- Mannsperger, Marion (1998): *Frisurenkunst und Kunstfrisur. Die Haarmode der römischen Kaiserinnen von Livia bis Sabina*, Bonn.
- Naumann, Friederike (1980): *Antiker Schmuck (Vollständiger Katalog der Sammlung und der Sonderausstellung vom 31. 5. bis 31. 8. 1980, Staatliche Kunstsammlungen Kassel)*, Kassel.
- Ogden, Jack (1982): *Jewellery of the Ancient World*, London.
- Pfeiler, Bärbel (1970): *Römischer Goldschmuck des ersten und zweiten Jahrhunderts n. Chr. nach datierten Funden*, Mainz.
- Pirzio Biroli Stefanelli, Lucia (1992): *Loro dei Romani. Gioielli di età imperiale*, Roma.
- Pomeroy, Sarah B. (1975): *Goddesses, Whores, Wives and Slaves. Women in Classical Antiquity*, New York (Deutsche Ausgabe: *Frauenleben im klassischen Altertum*, Stuttgart 1985).
- Saiko, Maren (2005): *Cura dabit faciem. Kosmetik im Altertum. Literarische, kulturhistorische und medizinische Aspekte*, Trier.

- Schenke, Gesa (2003): Schein und Sein. Schmuckgebrauch in der römischen Kaiserzeit. Eine sozio-ökonomische Studie anhand von Bild und Dokument (Monographs on Antiquity 1), Louvain.
- Schneider, Beate (Hrsg.) (1993): Goldschmuck der römischen Frau. Eine Ausstellung des Römisch-Germanischen Museums Köln vom 16. Juni bis 3. Oktober 1993, Köln.
- Scholz, Birgit Ingrid (1992): Untersuchungen zur Tracht der römischen Matrona, Köln.
- Schuller, Wolfgang (1995): Frauen in der griechischen und römischen Geschichte (Konstanzer Bibliothek 25), Konstanz.
- Schweers, Anja (1999): Frauen- und Männerbilder im alten Rom. In: Der altsprachliche Unterricht 42.2, 2-14.
- Sebesta, Judith L. (1997): Women's costume and feminine civic morality in Augustan Rome. In: Gender & History 9, 529-541.
- Sebesta, Judith L. & Larissa Bonfante (Hrsg.) (2001): The World of Roman Costume, Madison, Wisconsin (Internet-Rezension in Bryn Mawr Classical Review: <http://ccat.sas.upenn.edu/bmcr/2002/2002-08-13.html>).
- Späth, Thomas & Beate Wagner-Hasel (Hrsg.) (2000): Frauenwelten in der Antike. Geschlechterordnung und weibliche Lebenspraxis, Stuttgart & Weimar.
- Steininger, Rudolph (1909): Die weiblichen Haartrachten im ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit, Diss. München.
- Symons, David J. (1987): Costume of Ancient Rome, London.
- Virgili, Paola (1989): Acconciature e maquillage (Vita e costumi dei Romani antichi 7), Roma.
- Weeber, Karl-Wilhelm (?1995): Alltag im alten Rom. Ein Lexikon, Zürich.
- Weeber, Karl-Wilhelm (1997): Flirten wie die alten Römer, Düsseldorf & Zürich.
- Wilson, Lillian M. (1924): The Roman Toga (Johns Hopkins University Studies in Archaeology 1), Baltimore.
- Wilson, Lillian M. (1938): The Clothing of the Ancient Romans (Johns Hopkins University Studies in Archaeology 24), Baltimore.
- Wyke, Maria (1994): Woman in the mirror. The rhetoric of adornment in the Roman world. In: Léonie J. Archer, Susan Fischler & Maria Wyke (Hrsg.), Women in Ancient Societies. An Illusion of the Night, Basingstoke, 134-151.

Speziell zum Thema „Kleidung in der Antike“ gibt es eine umfangreiche Internet-Bibliographie auf der Diotima-Homepage (<http://www.stoa.org/dio-bin/diobib?clothing>), in der allerdings viele Titel versammelt sind, die keine direkte Relevanz zum Thema aufweisen. Eine übersichtliche Zusammenstellung vor allem englischsprachiger Sekundärliteratur findet sich auf der Website „Greek and Roman Costume“ von JOHN PORTER, University of Saskatchewan (<http://duke.usask.ca/~porterj/CourseNotes/costume.html>).

Bildnachweis:

Abb. 1: Wandmalerei aus Haus unter Villa Farnesina in Rom (1. Jh. v. Chr.), heute Palazzo Massimo, Rom; Abb. 2: Portraitbüste (teilweise antik), Kapitolinische Museen, Rom; Abb. 3: Bronzekopf (238 n. Chr.), Vatikanische Museen, Rom; Abb. 4: Basaltkopf (augusteische Zeit), Musée National du Louvre, Paris; Abb. 5: Relief aus Neumagen (1. H. des 3. Jh.s. n. Chr.), Rheinisches Landesmuseum, Trier; Abb. 6: Portraitbüste (ca. 80-90 n. Chr.), Museo Nazionale, Neapel; Abb. 7: Bronzestatue (nach 90 v. Chr.), Museo Archeologico, Florenz; Abb. 8: Portraitbüste (ca. 200 n. Chr.), Indiana University Museum, Bloomington; Abb. 9: Marmorstatue (frühseverische Zeit), Kapitolinische Museen, Rom; Abb. 10: Pompejanische Wandmalerei (1. Jh. n. Chr.); Abb. 11: Mumienportrait aus er-Rubayat (300-310 n. Chr.), Kunsthistorisches Museum, Wien; Abb. 12: Schatzfund von Eauze, Pyrenées (3. Jh. n. Chr.), Musée des Antiquités Nationales, Saint-Germain-en Laye.

ANNETTE M. BAERTSCHI & THORSTEN FÖGEN,
Berlin

Personalia

Eckard Lefèvre 70

Am 3. September 2005 vollendete der Freiburger Professor emeritus Dr. Dr. h.c. ECKARD LEFÈVRE sein 70. Lebensjahr. Lefèvre ist nicht nur einer der bedeutenden oder bedeutendsten Latinisten Deutschlands, er hat sich auch – und das werden vielleicht die Jüngeren gar nicht mehr wissen – große Verdienste um den Deutschen Altphilologenverband erworben. Er war von 1981 bis 1985 dessen Bundesvorsitzender. Unter Lefèvres

Leitung fanden zwei DAV-Kongresse statt (damals „DAV-Tagungen“ genannt): 1982 in Mainz und 1984 in Frankfurt am Main. Jeder, der jemals Verbandsarbeit geleistet hat, weiß, was das bedeutet. Er hat die Fächer Latein und Griechisch in schulpolitisch schwierigen Zeiten in der Öffentlichkeit vertreten. In dieser Eigenschaft war er Nachfolger des hochgeschätzten Tübinger Gymnasialdirektors HERMANN STEINTHAL (vgl. FORUM CLASSICUM 2/2005, S. 116 f.).